

## Daheim allein (1)

Es war für mich ein schroffer Kulissenwechsel, als ich nach dem ausgelassenen therapeutischen Gruppenspiel spät abends in Amorbach ankam. Kein Mensch mehr auf den Straßen, kein Kneipen-Lärm, nur ein paar Hunde und Katzen hörte man jaulen. Fast alle Fenster dunkel, nur hie und da sah man durch die zugezogenen Gardinen und die Lamellen der Jalousien das bläuliche Flimmern der Bildschirme.

Als ich den Vorgarten des alten Fachwerkhauses betrat, überkam mich ein Gefühl der Wehmut und des bitteren Wieder-Alleinseins. Der über dem Dachfirst des Nachbarhauses stehende Mond warf sein bleiches Licht auf die von Weinlaub und Glyzinien umrankte Fassade und auf die steinerne Bank neben der Haustür, auf der ich so oft mit Dorothea gesessen hatte. Immer wenn ich von einem Ausflug oder einer Reise in das Haus zurückkehrte, in dem ich so viele Jahre mit ihr verbracht, verspürte ich wieder den ziehenden Schmerz in der Brust....

Nachdem ich in der Diele, der Küche und dem Wohnzimmer Licht gemacht hatte, stieg ich die zwei Stiegen zum Dachstuhl hinauf, der halb Atelier, halb Schlafräum war. Ich verharrte auf dem Treppenabsatz und strich über den hier aufgehängten Wandteppich. Dorothea hatte ihn gemeinsam mit ihren Grundschulkindern angefertigt hatte. Er war aus kleinen bunten Stofflappen zusammengenäht, auf jedem Stoffquadrat war mit verschiedenfarbigen Wollfäden je ein Paar aus der Tierwelt aufgestickt, welche die Arche Noah besteigen durften: Schwarze Katze und Kater mit grün leuchtenden Augen, braune Henne und Hahn mit rot geschwelltem Kamm, Hase und Häsin in wolligem Braun, weißer Gänserich und Gans mit gereckten Hälsen, Pandabär und Bärin in schwarz-weiß gestreiftem Fell, gelber Löwe und Löwin mit kugelrunden Mond-Gesichtern und lustigen Augen und mehr. Es war eine wunderschöne Gemeinschaftsarbeit, halb Gobelin, halb Fresko-Stickerei.

Nur für meine Frau war auf der Arche Noah kein Platz mehr gewesen. Ich hätte sie alleine besteigen müssen.

Als ich am nächsten Morgen auf der Steinbank vorm Haus sitzend, meinen Morgenkaffee trank, sah ich, dass am Rosenstrauch vis-à-vis noch eine letzte Rose erblüht war. Beschattet von den Zweigen der Eibe, hatte sie sich gleichsam aufgespart - vielleicht, damit meine Ankunft im Haus nicht gar so traurig sei.

Lange hatten wir gesucht und die Dörfer der Region immer wieder abgefahren, bis wir das alte Fachwerkhaus mit den oxsenblutroten Balken, das in der Ortsmitte von Amorbach stand, gefunden hatten. Es war Liebe auf den ersten Blick gewesen. Zwar hatte ich Bedenken, mir ein Leben in dieser ländlichen Abgeschiedenheit, weit ab vom Schuss, vorzustellen, aber Dorotheas Begeisterung für dieses alte Bauernhaus, 1696 erbaut, war so ansteckend, dass meine Bedenken und Zweifel allmählich verblassten. Und da das aus Granitsteinen gemauerte Fundament ebenso gut erhalten war wie das Fachwerk, die tragenden Eichholzbalken und das mit Naturschiefern gedeckte Dach, hatten wir es schließlich gekauft.

Der besondere Charme dieses alten Hauses bestand darin, dass es, ungeachtet einiger Umbauten, die es im Lauf der Jahrhunderte erfahren hatte, in seinem Kern nicht verändert worden war. Die schmalen und steilen Stiegen, die die drei Stockwerke miteinander verbanden, waren ebenso original wie die Fenster und Eichholztüren mit den alten ziervollen Messinggriffen, erst recht die zahllosen kleinen, von Schiefer umkleideten Gaubenfenster rund um den mit hellem Fichtenholz ausgekleideten Dachstuhl, dessen Querbalken als natürlicher Raumteiler wirkten: In der einen Hälfte hatte ich mein Studio und Büro eingerichtet, die andere Hälfte mit dem französischen Doppelbett diente uns als Schlafgemach. Auch die „gute Stube“ im Erdgeschoss mit der alten Wannendecke, jetzt das Wohn- und Fernseh-Zimmer, gehörte zum originalen

Grundbestand des Barock-Häuschens, ebenso wie die kleine Räucherammer neben dem Bad, jetzt die Kleiderkammer, und die massive, schräge Türklappe in der Diele parterre, die in den Keller aus gestampftem Lehm Boden führte, der jetzt der Wein- und zugleich der Kohlenkeller war.

Außer den Fenstern, Gauben und Gefachen, die das Fachwerk bildeten, gab es so gut wie keine standardisierten Elemente. Jede Stube, jede Nische, jede Ecke, jedes Treppchen hatte einen eigenen unverwechselbaren Charakter. Was wir an diesem Haus besonders liebten und was sich auch jedem Besucher sofort mitteilte: Es atmete die Aura von Jahrhunderten und den Geist der vielen Generationen, die es vor uns bewohnt hatten. Darum kamen wir uns, auch wenn wir als Eigentümer im Grundbuch eingetragen waren, eigentlich immer nur als Gäste vor in einem Haus, das lange vor uns erbaut worden und das noch lange nach uns bestehen würde. Irgendwann wollte ich mal einen historischen Roman schreiben - mit dem Haus als auktorialen Erzähler, schien doch in seinen Wänden und seinen mit der Zeit steinhart gewordenen Balken, an denen jeder Holzwurm scheitern musste, all das gespeichert zu sein, was seine Bewohner seit dem späten 17. Jahrhundert in ihm erlebt, genossen, erduldet, geträumt, einander mitgeteilt und zugefügt hatten.

Auch die Kinder liebten dieses alte „Hexenhäuschen“, wie sie es nannten; die Enkel vor allem, weil es so viele Winkel und Ecken hatte, in denen man sich verstecken konnte, und weil es so manche ungebetene Mitbewohner beherbergte, über die es immer Geschichten zu erzählen gab und vor denen man sich auch ein wenig gruseln konnte: Vor Spinnen und Weberknechten zumal, die an den Balken und Fensterscheiben kunstvolle Netze spannen; vor Mäusen, die nachts hinter den Holzverschalten Leitungsrohren und -Kabeln entlanghuschten und doch immer wieder in die mit Speck und Käse bestückten Fallen liefen; auch vor Mardern und Siebenschläfern, die eine Zeitlang hörbar, wenn auch ungesehen, auf dem Spitzboden ihr Unwesen trieben. Doch am meisten beeindruckte die Kleinen jene Geschichte, wie Dorothea den unbekanntem Vielfraß aus dem Keller vertrieben hatte.

Keiner hatte ihn bislang zu Gesicht bekommen; aber dass der Vorrats- und Weinkeller einen heimlichen Kostgänger beherbergte, sah man an den angefressenen Kartoffeln, die im Keller lagerten, an den traurigen, bis aufs Gehäuse abgenagten Überresten der Äpfel, den vertilgten Möhren, Tomaten, Gurken und Salatköpfen. Vergebens suchten wir den Keller nach dem verborgenen Schlupfwinkel dieses Vielfraßes ab. Er war nicht zu finden. Lange wurde gerätselt, um was für ein Vieh es sich handeln könnte, das solche Verheerungen unter den Vorräten anrichtete. Dass es sich um Mäuse handelte, konnte man ausschließen; dem Appetit des unbekanntem Mitbewohners nach musste es sich um ein viel größeres Nagetier handeln.

Schließlich entdeckte Dorothea verdächtige Löcher in der bröseligen Lehmwand dort, wo die Kohlen gelagert waren, Löcher, die auf weit verzweigte Gänge im Mauerwerk schließen ließen. Ich spachtelte die Schlupflöcher des Schmarotzers sogleich zu - zum gelinden Entsetzen meiner sanftmütigen Frau, die dem Verderber der familiären Vorräte ein so grausames Ende nicht bereiten wollte. Ihn lebendig einzumauern und verhungern zu lassen, erschien ihr denn doch als eine sehr unchristliche Lösung. Darum war sie fast erleichtert, als sich am nächsten Tage zeigte, dass sich gleich neben dem zugemauerten Loch ein neuer Ausgang in der Kellerwand auftat, durch den der unbekanntem Mitbewohner seine Freiheit wiedererlangt und sich sogleich an dem eingekellerten Blumenkohl vergangen hatte, von dem nur noch die Strünke übrig waren.

Schließlich schickte Dorothea nach dem Kammerjäger des Dorfes, aber der war gerade im Urlaub. Da kam ihr die rettende Idee: Sie sagte sich, dass dasselbe Lockmittel, das den ungebetenen Vielfraß in den Keller gelockt, ihn auch wieder aus diesem vertreiben müsse. Zunächst entfernte sie sämtliches Gemüse und Obst aus dem Keller. Dann stellte sie einen Teller auf, der mit verschiedenen klein geschnittenen

Gemüsesorten, Apfelscheiben, Blumenkohl, Möhren belegt war. Den Tag über blieb alles unberührt. Doch als sie am nächsten Morgen in den Keller ging, war der Teller leer gefressen. Das Untier war demnach erstens ein Nachttier und zweitens ein wahlloser Allesfresser. Der nächste Schritt war, es gehörig hungern zu lassen. Für zwei Tage blieb alles Gemüse und Obst aus dem Keller entfernt. Am dritten Tag ging Dorothea wieder in den Keller und baute eine Art Laufsteg zusammen: Sie legte ein Brett, das sie mit klein geschnittenen Apfelscheiben, Möhren, Gurkenstückchen belegte, vom Kellerboden an den Vorsprung des Kellerfensters und verlängerte die vegetarische Fressspur bis in den Hof.

Zu Beginn der Dämmerung lief sie rasch die Stiege hoch zum darüber liegenden Fenster im ersten Stockwerk und steckte den Kopf heraus: Vielleicht würde sich der ungebetene Gast, von der Lockspeise angelockt, ja endlich zeigen. Da er sich nur des Nachts auf die Pirsch machte, war sie auf längeres Warten gefasst. Sie spähte und spähte - wohl eine Stunde. Endlich sah sie, wie sich unter ihr am offenen Kellerfenster erst ein braunes schnüffelndes Näschen, dann der spitze Kopf und schließlich der fette Körper einer Ratte zeigte. Mit einem Satz sprang die Ratte aus dem Fenster, um sich auch des im Hofe ausgelegten Futters zu bemächtigen. Augenblicklich rannte Dorothea die Treppe hinunter in den Keller und schloss das Fenster, so dass dem Vieh der Rückweg versperrt war.

Von diesem Tage an waren die Kellervorräte wieder vor allen Nagetieren sicher. Dorotheas originelle Methode machte im ganzen Dorf die Runde und ließ selbst den alten Kammerjäger staunen, der darauf noch nicht gekommen war.

Nach dem Frühstück machte ich einen Besuch bei den Nachbarn. Die 80jährige Frau Schmidt, von allen Loni genannt, eine übergewichtige ur-hessische Dorfpflanze von kindlichem Gemüt, empfing mich mit der gewohnten Herzlichkeit, führte mich sogleich in die Küche und übergab mir die wollenen Fußwärmer bzw. Pantoffeln, die sie aus einem dreifarbigem Wollknäuel für mich gestrickt hatte. Da sie nur noch unter Schmerzen laufen konnte, saß sie fast den ganzen Tag strickend am Küchenfenster und hatte im Lauf der Jahre sämtliche Nachbarn und deren Kinder, ja, das halbe Dorf mit ihren Fußwärmern versorgt, die sie großzügig verschenkte. Von ihrem Stammplatz am Fenster aus hatte sie die Kreuzung der beiden Dorfstraßen, an der das „Hexenhäuschen“ stand und die Nachbarhäuser stets im Blick. Dass in all den Jahren, auch während unsrer Urlaubs-Reisen, noch nie bei uns eingebrochen worden war, führten wir auf die „natürliche Überwachungskamera“ von Lonis großen hellblauen „Guck-Äpfeln“ zurück. Nur einmal hatte sie mich spät abends per Telefon alarmiert: Sie habe, sagte sie aufgeregt, gerade einen Mann durch das Küchenfenster meines Hauses einsteigen gesehen. Ich konnte sie auf der Stelle beruhigen: Der Einbrecher war ich selbst gewesen, da ich meinen Hausschlüssel vergessen hatte.

Hannes, ihr fünfzigjähriger Sohn, ein gemütlicher Mann mit Schmerbauch und Halbglatze, der einen schönen Humor besaß und immer hilfsbereit war, kam sogleich die Treppe heruntergewatschelt und drückte mich an die Brust.

Hannes hatte lange Zeit eine Speditionsfirma mit 20 Fahrern geleitet und war berufsbedingt viel in der Welt herumgekommen. Und aus seinem reichen Erfahrungsschatz als Spediteur gab er immer wieder hübsche Anekdoten zum Besten: Etwa wie er einmal auf einem LKW mit Anhänger eine halbe Augenklinik zu einem Scheich nach Marbella in Südspanien transportiert hatte. Der Scheich war so reich, dass er es nicht nötig hatte, eine Augenklinik aufzusuchen; nein!, er ließ die teure Apparatur zum Lasern seiner kranken Augen samt dem klinischen Personal in sein Chateau kommen. Nur mit Hilfe der Polizei, die die halbe Innenstadt abriegelte, konnte der Transportzug durch die engen Straßen Marbellas gelotst werden. Das Trinkgeld, das

Hannes und sein Mitfahrer für den Transport bekommen hatten, sei allerdings eher eines Kameltreibers denn eines Scheichs würdig gewesen.

Ein anderes Mal hatte er ein riesiges Aquarium mit Schildkröten und Riesengarnelen durch den Eisernen Vorhang für einen Zoo nach Warschau zu transportieren. Doch just während der aufwendigen Kontrolle an der DDR-Grenze – offenbar hatte ein übereifriger Grenzer in den Ventilen des Aquariums herumgestochert - gelangten mit dem ausfließendem Wasser auch die Krebse und Riesengarnelen ins Freie und tummelten sich nicht nur auf der Ladefläche des LKWs, sondern auch auf dem Boden der Deutschen-Demokratischen Republik - und zwar ohne gültige Transitpapiere, wie Hannes bekannte. Es bedurfte einiger Anstrengungen, um die „blinden Passagiere“ und „illegalen Grenzgänger“ wieder einzufangen, und etlicher aufgeregter Telefonate seitens der Grenzbeamten mit ihren Vorgesetzten, bis Hannes die Weiterfahrt und der Transit durch die DDR gestattet wurde; natürlich nur unter strengsten Auflagen und in Begleitung eines schwarzen Wartburg, in dem zwei Leute von der Staatssicherheit saßen.

Loni und Hannes berichteten mir sodann von dem jüngsten Todesfall im Dorf. Der alte Czerny, ein gebürtiger Ungar, der das an unser Grundstück angrenzende Bauernhaus bewohnte, war letzte Woche gestorben. Er und seine Frau lebten von Sozialhilfe und hatten sich im Laufe der Jahre mit allen Nachbarn zerstritten. Seit das alte Ehepaar den ältesten Sohn durch einen Verkehrsunfall verloren hatte, lag es sich ständig in den Haaren und lieferte sich, egal, wo es sich gerade befand, im Haus, im Garten oder auf der Straße, teils auf Deutsch, teils auf Ungarisch, die heftigsten Wortgefechte, die in wechselseitigen Verwünschungen und Verfluchungen mündeten. Es war ein ständiger Überbietungswettkampf im wechselseitigen Entwerten und Niedermachen. Da die beiden zudem von enormer Stimmgewalt waren und alle Nachbarn ihre rituellen Beschimpfungssorgien mitbekamen, wurden sie entsprechend gemieden.

Nur Dorothea und ich bemühten uns, über die Gartenmauer hinweg, versöhnend auf sie einzuwirken und den Kontakt nicht ganz abreißen zu lassen. Als Frau Czerny schwer erkrankte, mit einer Querschnittslähmung dauerhaft bettlägerig wurde und schließlich in ein Heim überführt wurde, wo sie bald darauf starb, verlor der alte Czerny völlig den Boden unter den Füßen. Nun, da er niemanden mehr hatte, den er beschimpfen und um den er sich kümmern konnte, schlich er wie ein geprügelter Hund ums Haus klagte und weinte um den Tod seiner Frau, und war dankbar für jede, noch so bescheidene Nachfrage und jede kleine Aufmerksamkeit, die ihm zu Teil wurde. Dorothea sprach ihm oftmals gut zu, machte ihm einen Tee und suchte ihn in seinem Elend ein wenig zu trösten. Und nie würde ich jenen Samstagmorgen Anfang April vergessen, - die Leute vom Rettungsdienst hatten Dorothea gerade auf einer Liege in den Krankenwagen getragen -, als der alte Czerny auf mich zukam und mit tränenerstickter Stimme fragte: „Ach, die Frau Lehrerin! Ist sie jetzt auch gestorben?“ Da fiel ich dem gebeugtem alten Mann schluchzend um den Hals und dachte: „Jetzt bin ich auch so ein armer Hund wie du!“

Nachdem Hannes, der regelmäßig meinen Briefkasten leerte, mir die Kiste mit der Post und den Zeitungen übergeben hatte, ging ich zurück ins Haus- hoch in den Dachstuhl. Den Vormittag verbrachte ich damit, Briefe und e-mails zu beantworten, mit der Fachschaft und meinem Verlag zu korrespondieren und Rechnungen online zu begleichen.

Beim Betrachten der Familienfotos, die an den Eichenbalken der Fensterfront festgepinnt waren, blieb mein Blick an einem schon vergilbten, braunstichigen Foto von Dorothea und mir haften. Es war unser beider liebstes Hochzeitsfoto. Die Farben waren über die Jahre so nachgedunkelt, als entstamme es der Werkstatt eines alten niederländischen Meisters.

Die wuselige Fotografin in ihrem Studio hatte uns Nachhilfe erteilen wollen, wie ein Brautpaar sich der Welt und Nachwelt zu präsentieren habe. Empfohl uns diese Stellung und jene Pose, dirigierte und choreographierte uns gleich einer strengen Regisseurin hin und her, - bis Dorothea, leicht enerviert, zu ihr sagte: Ach, was! Wir wollen hier nicht posieren, fotografieren Sie uns so, wie wir uns gerade geben und wohl fühlen! Und daraus entstand jenes ein wenig anzügliche Foto, das wir beide so mochten: Wie Dorothea mit leicht gegrätschten Beinen, nach oben verrutschtem malvenfarbenen Rock und weißer Spitzenbluse, auf dem gepolsterten Stuhl eher liegend als sitzend, beide Arme nach hinten um meinen Hals schlingt, während ich mich über sie beuge, um ihren lächelnden Mund zu küssen.

Manche unserer Freunde und Bekannten hatten uns damals gefragt, warum wir überhaupt heiraten wollten, galt doch die Ehe in linken Kreisen als ein völlig überholtes bourgoises Lebenskonzept - wegen der steuerlichen Vorteile, wegen der Kinder oder weil ich, damals noch Freiberufler, später an Dorotheas Pension partizipieren wolle? „Ach ihr aufgeklärt Neunmalklugen,“ pflegte Dorothea in heiterem Tone zu kontern, „könnt Ihr euch nicht vorstellen, dass es auch heute noch das gibt, wovon ihr doch alle heimlich träumt: eine echte Liebesheirat?“

Fünf Jahre hatten wir, in getrennten Wohnungen lebend, gebraucht, um unsere beiderseitigen Ängste vor der Ehe loszuwerden, zumal zu dem Zeitpunkt, da wir uns kennenlernten, Dorothea sich gerade erst aus einer für sie quälend gewordenen zehnjährigen Ehe befreit hatte. Und ihre neu gewonnene Autonomie und Freiheit wollte sie nicht so rasch wieder aufgeben.

Mir unvergesslich der Tag, da wir zusammen meine Dachgeschoss-Wohnung in der Rheinstraße auflösten und einen Teil des Mobiliars dem Sperrmüll übergaben, darunter auch die anthrazitblaue Klappcouch, dem letzten Unterpfeiler meines Junggesellendaseins und vormaligen erotischen Freibeutertums. Als die großen Greifzangen des Sperrmüllwagens die Couch an beiden Schmalseiten packten, sie hochhoben und, unter ohrenbetäubendem Krachen, brutal zusammendrückten wie eine Ziehharmonika, worauf das auf ein Achtel seiner ursprünglichen Länge geschrumpfte Liebes-Möbel im Container verschwand, kommentierte Dorothea lachend meine aufkommende Abschiedswehmut: „Mein armer Fabian! Da wird es brutal zerquetscht – das Vehikel deiner Junggesellenfreiheit! Doch im Ernst, mein Schatz: Auch der verliebtesten Frau hättest du diese Couch nicht mehr zumuten können - so muffig roch sie!“

Nach fünf Jahren einer im Ganzen glücklichen Probezeit, in der wir mancherlei Irritationen und Konflikte durchzustehen hatten, gab es für uns beide nicht mehr den geringsten Zweifel: Dass wir zusammen ziehen und ein Leben lang zusammen bleiben wollten, durch dick und dünn - bis dass der Tod uns scheidet!

Drei Omen begleiteten unseren Gang zum und vom Standesamt: Als wir auf dem Schlossplatz aus unserer Hochzeitskutsche, der gelben „Ente“ stiegen, deren Motorhaube mit einem Kranz gelber Rosen dekoriert war, empfing uns ein Tauben-Trio: zwei grau-schwarze und in ihrer Mitte eine rein weiße Taube, eine „Friedenstaube“, die gemütlich auf uns zu watschelte und dann flügel Schlagend aufflog. Als wir nach der standesamtlichen Trauung die A-Straße hochfuhren, kam uns ein silbergrauer Kombi mit vergitterten Fenstern entgegen: ein Geldtransporter. Friede, Harmonie und Wohlstand seien unsrer Ehe vorbestimmt, weissagte Gabriela, unsere Trauzeugin. Doch kurz darauf kam uns ein Leichenwagen entgegen. Den, sagte ich, wollen wir lieber nicht als Omen betrachten. Warum denn nicht?, widersprach Dorothea mit feinem Lächeln, das sei nur eine Allegorie dafür, dass wir irgendwann wieder in den Kreislauf der Natur eingehen.

Während wir bei heftigem Gegenwind und trüb-grauen Himmel zum Jagdschloss fuhren, wo die Hochzeitstafel bestellt war, lösten sich plötzlich die gelben Rosen aus der Metallhalterung und flogen über die Windschutzscheibe und das Autodach, über unsre Köpfe hinweg. Ich schaute mich um: Alle nachfolgenden Autos, nicht nur die der Freunde, die zum Hochzeitscorso gehörten, machten einen respektvollen Bogen um

die jungfräulichen Rosen, die verstreut auf der Fahrbahn lagen, oder hielten gar an, um sie nur ja nicht zu überfahren.

Die Hochzeitsreise – natürlich musste es Venedig sein, wir waren ja auch ein klassisches Liebespaar! - machten wir, entgegen der üblichen Reihenfolge, zwei Wochen vor der Hochzeit.

Am späten Nachmittag kamen wir in Basel-Bahnhof an und bestiegen den Milano-Venezia-Express. Wir hatten keinen Proviant mitgenommen, in der Annahme, es gebe in diesem Italien-Express ein Bordrestaurant. Gab es aber nicht. Und Zeit, um am Bahnhofskiosk noch etwas einzukaufen, hatten wir auch nicht.

Wenigstens hatten wir ein Abteil für uns alleine. So fuhren wir mit knurrendem Magen durch die Schweiz, von Talschlucht zu Talschlucht, von Tunnel zu Tunnel, während auf den kurzen tunnelfreien Strecken die Silhouetten der Bergriesen an unserem Fenster vorbeizogen. Irgendwann vergaß ich meinen Hunger, weil ich so hungrig auf sie war. Ich zog den Vorhang vor die Waggontür und schob die beweglichen Polster unserer Sitze zusammen, sodass eine Art Liege entstand. Dorotheas anfänglicher Protest, als ich begann, sie aus der Strumpfhose zu pellen, hielt nicht lange an. Schon bald vergaßen wir alle Vorsicht, zumal das monotone Rattern der Räder und die langen Tunnelfahrten uns in eine trancehafte Selbstvergessenheit versetzten und der Kitzel der Gefahr meine Lust noch steigerte.

Plötzlich wird die Waggontür aufgerissen, ein Kopf mit Schnauzer und Schaffnermütze lugt herein. Wir halten erschrocken inne im Liebesspiel, rasch bedecke ich Dorotheas Blöße mit meinem Parka.

„Ich muss doch sehr bitten, Herrschaften“, rügt uns der Schaffner in breitstem Schwyzer Deutsch, das als Amtssprache denkbar ungeeignet ist: „Sie sind hier nicht auf der Alm oder im Heustadl, sondern in einem Express der Helvetisch- Italienischen Eisenbahn!“

Da sagte Dorothea, mit einer ganz weichen Stimme und einem verträumt-somnambulen Blick, als käme sie aus einer anderen Welt: „Aber die vielen Tunnel, durch die wir fahren...Die habt Ihr doch auch nur gebaut, damit die Menschen schneller zueinander finden.“

Noch während der Schaffner den Kopf schüttelte, zeigte sich auf seinen Lippen ein Schmunzeln, behutsam schloss er die Waggontür.

Danach liebten wir uns weiter. Und ich legte ihr meine Hand nicht auf den Mund, um ihre Lustschreie zu dämpfen – es war schließlich unsere Hochzeitsreise!

30. 10.

*Habe heute, nachdem ich dein Grab mit winterfesten Gewächsen bepflanzt, deine Mutter besucht. Da es ein regnerischer Tag war, schlug ich vor, einen Ausflug nach Mainz zu machen und das Historische Museum zu besichtigen, sie interessiert sich doch so für die alte Geschichte. So wandelten wir denn, sie immer an meinem Händchen, durch die Römer-Abteilung, an alten Grabsteinen und imposanten Grabmalen vorbei- mit den Inschriften irgendwelcher gefallener Legionäre aus dem 1. und 2. Jahrhundert nach Christus. Wir schritten durch einen römischen Tempelbogen und bestaunten die 18 Meter hohe Jupitersäule mit ihren Reliefs. Es war eine Zeitreise eigener Art, die uns -das war die Verbindung zu dir- die Vergänglichkeit alles Irdischen, das Memento mori der kleinen wie der großen Geschichte sinnlich vor Augen führte. „Ob irgendwer unseren Grabstein nach 2000 Jahren auch noch besichtigen wird?“, fragte Gisela. Sie glaube es nicht. Immerhin fanden wir es tröstlich, dass auch dem amerikanischen Imperium ein gleiches Schicksal bevorsteht wie seinerzeit dem römischen. Gisela war stolz darauf, wie gut sie noch auf den Beinen ist und dass keiner der Besucher auch nur im Entferntesten an ihr mythisches Alter heranreichte.*

*Danach setzten wir uns - der Regen hatte aufgehört und die Sonne kam wieder durch - in ein Kaffee am Gutenberg-Platz. Gisela erfreute sich am Erdbeerkuchen mit Sahne und am Schokoladeneis. Wir waren hier gewiss, unsere Jahre zusammengerechnet, das älteste Paar. Und deine Mutter genoss es sehr, von mir „ausgeführt“ zu werden wie zu jener Zeit, da sie eine junge Frau gewesen. Und doch ist es nicht ohne Bitterkeit für mich, dass ich jetzt mit ihr jene Ausflüge mache, die ich früher mit dir gemacht habe.*

*Sie spreche jeden Tag mit dir, sagte Gisela, vormittags und abends vor dem kleinen Schrein mit deinen Bildern und Briefen. Es klinge vielleicht ein wenig mystisch, aber sie glaube daran, dass unsere geliebten Toten uns als geistige Gefährten, Ratgeber und Freunde umgeben. Ich finde das gar nicht mystisch - auch ich spreche ja oft mit dir im Geiste. Und frage mich, wie würdest du dieses und jenes beurteilen, was würdest du dazu sagen? Auch träume ich ja noch immer von dir, auch wenn ich mich nicht immer an diese Träume erinnere. So bist du nicht nur um mich, sondern ein Teil von mir, ein Teil meiner Identität geworden. Es ist schon seltsam, wie wir uns unsere geliebten Toten einverleiben, sodass sie in verwandelter Form in uns weiterleben - wie Vergil sagt.*